



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches [Fortsetzung siehe "Die Grenzboten"
1894, 53. Jg., 4. Vierteljahr]

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

summt mir eine alte Melodie in den Ohren: „Und da will man gern herunter, und da kann man nicht!“ Mit diesem Verslein wollen wir uns von der allerneuesten Utopie verabschieden.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parteipolitik und unabhängige Kritik. Unfre Leser haben das Recht, zu fragen, was wir zu den beiden Trauerfällen im konservativen Lager zu sagen haben. Über den Fall Hammerstein — gar nichts. In dieser Beziehung sind die Nerven unsers sonst höchst nervösen Geschlechts so abgehärtet, daß einer Partei auch ein Duzend Auflagen dieses Falles nichts schaden würden, selbst wenn in dem Panier dieser Partei „Für Religion und Sittlichkeit“ geschrieben stände, der Kompromittirte ihr Bannerträger gewesen wäre, und sie ihn noch zu halten gesucht hätte, nachdem seine Verbrechen schon weltbekannt geworden waren. Die einzige Folge — und das ist keine politische — wird sein, daß sich die konservativen Redner und Zeitungsschreiber aus Besorgnis vor allgemeiner Heiterkeit ein paar Monate lang der pathetischen und salbungsvollen Moralpredigten enthalten werden.

Dagegen hat der Fall Stöcker politische Bedeutung. Die dadurch geschaffne Lage läßt sich kurz folgendermaßen beschreiben. Die Nationalliberalen begrüßen das offene Eingeständnis des rechten Flügels der Konservativen, daß er seinerzeit „zur Rettung des Vaterlands“ an der Befreiung des Kaisers aus der Gewalt Bismarcks und des Kartells gearbeitet habe, mit Freuden; sie hoffen, dadurch diesen Flügel bei Hofe und bei der Mehrzahl der Wähler unmöglich machen und eine Kartellmehrheit zuwege bringen zu können. Die Konservativen erwidern ihnen: Bildet euch nicht Schwachheiten ein! Wir denken gar nicht daran, das abzustößen, was ihr die extremen Elemente nennt. Gerade diese machen unsre Kraft aus. Wollten wir die Orthodoxen und die Agrarier von uns abstoßen, so würde es uns bald ergehen wie euch, die ihr (so schrieb die Kreuzzeitung vor einigen Tagen) beinahe nur noch ein Generalkstab ohne Heer seid. Wenn ihr uns die Gefolgschaft verweigert, so gleicht ihr dem Hunde, der nach dem Schatten schnappte und das Fleisch ins Wasser fallen ließ. (Ebenfalls Worte der Kreuzzeitung.) Man giebt den Nationalliberalen zu verstehen, daß eine Kartellmehrheit (wie wir es oft gesagt haben) eine arithmetische Unmöglichkeit sei. Selbstverständlich muß das Zentrum unter diesen Umständen Morgenluft wittern. Seine Organe, die noch vor wenigen Jahren über „St. Sedan“ spotteten, überbieten die alten „Reichsfreunde“ in der Entrüstung über die sozialdemokratischen Unverschämtheiten, drängen sich an den Kaiser hinan und stellen sich ihm für den Kampf gegen den Umsturz als allgetreueste Garde zur Verfügung; über die Fälle Stöcker und Hammerstein breitet die Germania den Mantel des Anstands und der christlichen Liebe; sie ereifert sich über das unanständige Breittreten in der liberalen Presse und ruft nach dem Staatsanwalt, daß er dem Skandal ein Ende machen und weitere Veröffentlichungen über Hammersteins Privatleben verhindern möge. Offenbar steht, eben aus arith-

metischen Gründen, die Sache gut für die Merikal-Konservativen und schlecht fürs Kartell; der Fall Stöcker hat jenen zu einer Kraftprobe gedient.

Das zu sagen, hätten wir uns nun eigentlich auch ersparen können, denn erstens wissen es die Leser ohnedies, und zweitens legen wir ja gar kein Gewicht auf das Parteitreiben; mögen die Figuren auf dem politischen Schachbrett so oder so stehen, für Volk und Vaterland kommt gleich wenig heraus. Aber ein Umstand ist für uns interessant: die „vornehmen“ Organe beider Parteien werfen den Gegnern täglich die größten Schimpfwörter an den Kopf. Das ist schon öfter dagewesen, hat aber die beiden „reichstreu“ Parteien niemals gehindert, bei den nächsten Wahlen einander gegenseitig zu empfehlen und „Schulter an Schulter“ gegen die „Reichsfeinde“ ins Feld zu ziehen: man beschimpft einander, aber man boykottet einander nicht, sondern verfährt nach dem bekannten unhöflichen Sprichwort. Die Grenzboten haben niemals geschimpft, trotzdem hat man — glücklicherweise ohne Erfolg — sie zu boykotten versucht, weil sie beide Parteien kritisieren, wobei sie inhaltlich nichts anderes gesagt haben, als was die Parteien selbst einander gegenseitig zu sagen pflegen, wie die Kreuzzeitung (Nr. 424) in ihrer Polemik gegen unser Artikelchen: Cohn und Rosenberg ausdrücklich anerkennt. Woher der Unterschied in der Behandlung? Nun: die Parteihäupter haben es nur mit einander zu thun. Sie bilden zwei Gruppen, die der industriellen und die der landwirtschaftlichen Großunternehmer, die zum Teil unvereinbare, zum Teil gemeinsame Interessen haben. Weil ihre Interessen teilweise entgegengesetzt sind, geraten sie einander manchmal in die Haare, weil sie aber auch gemeinsame Interessen haben, so ordnen sie, nachdem sie ihren Gefühlen Luft gemacht haben, dann wieder ihre Frisur, wischen sich die Hände ab und gehen an die gemeinsame Arbeit, als ob nichts vorgefallen wäre. Wir hingegen, die wir weder Ar und Halm noch Schlot und Grube besitzen, wir wenden uns nicht an die Führer, sondern an die Truppen, und suchen ihnen klar zu machen, daß sie sich andre Führer anzuschaffen oder die alten Führer in eine andre Richtung zu drängen haben, und das können die Führer natürlich nicht leicht verzeihen, mag es auch in der anständigsten und objektivsten Weise geschehen. Wir nehmen es der Masse der Gebildeten und mäßig Bemittelten nicht übel, daß sie sich bisher teils zu den Schlotjüngern, teils zu den wirklichen Junkern gehalten haben, denn sie sind sozusagen in diese beiden Parteien hineingewachsen, und deren Führern ist ihre Führerschaft sozusagen historisch angewachsen. Aber wir sagen den Truppen: die Zeit, wo euer Interesse, das Interesse der großen Masse, also des Vaterlands selbst, mit dem der Führer zusammenfiel, ist vorüber; besinnt euch also auf euer eignes Interesse und laßt euch nicht immer bloß von andern und für andre gebrauchen. Ist es schon thöricht, sich immer nur für die eignen Führer zu opfern, so ist es noch weit thörichter, wenn das Opfer den Führern der Gegenpartei gebracht wird, wenn z. B. Nationalliberale in das Geschrei der Agrarier gegen die Handelsverträge einstimmen. Zwei Parteien, von denen die eine die Freiheit und den Fortschritt, die andre die Autorität und den bestehenden Zustand vertritt, sind dem Staate unentbehrlich, eben ihr Gegensatz macht das politische Leben aus. Aber wenn die Partei, die sich liberal nennt, für die Beamtenwillkür gegen die Volksrechte eintritt und aus dem Verfassungsstaate in den absoluten Polizeistaat zurückreißt, dann hat sie keine Daseinsberechtigung mehr; dann mögen ihre Führer einfach ins konservative Lager übergehen, die Wählerschaft aber den Antisemiten, Demokraten und Sozialdemokraten überlassen. Und wenn sie, anstatt so zu handeln, es machen wie eben jetzt die Wiener „Deutschliberalen“, die bis zum letzten Ende an der Fiktion ihres Liberalismus

festhalten, trotzdem aber die polnisch gewordne Regierung anbetteln, sie möge die städtische Selbstregierung aufheben und fortfahren, die Hauptstadt kommissarisch, und zwar in ihrem, der Liberalen Sinne, zu regieren, so machen sie sich doch nur lächerlich, ohne irgend etwas zu erreichen. Andererseits lassen wir uns zwar eine Partei der Autorität gern gefallen, aber nicht mit der Bedingung, daß die Autorität selber von der hinter den Kulissen arbeitenden Partei geleitet werde. Selbstverständlich wollen wir auch, daß Industrie und Landwirtschaft von Parteien vertreten werden, und der Einfachheit wegen ist nichts dagegen einzuwenden, daß die liberale Partei das städtische oder industrielle, die konservative das ländliche und landwirtschaftliche Interesse übernehme. Aber die kleinen Handwerker und die Arbeiter gehören auch zur städtischen Bevölkerung, und daß das bäuerliche, ja überhaupt das landwirtschaftliche Interesse von den Fivoliagrariern richtig vertreten werde, bestreiten nicht allein Professoren wie Conrad, Schäffle und von der Goltz, sondern auch Bauern und Rittergutsbesitzer in großer Zahl, die ihre Ansicht nur in Privatkreisen aussprechen können oder zu den Organen der Freisinnigen ihre Zuflucht nehmen müssen, weil ihnen die konservative Presse verschlossen bleibt. Auch wir wollen nicht das Pöbelregiment und nicht die Revolution, sondern daß Bildung und Besitz herrsche, aber wir pfeifen auf eine Bildung, die von sich selber keinen andern Gebrauch zu machen versteht, als zur Erhöhung der Dividenden und Tantiemen der Schlotbarone und ihrer Direktoren zu dienen, und wir bekämpfen eine Politik, die den kleinen und mittlern Besitz erdrückt unter dem Vorwande, ihn zu schützen und zu stützen. Eine Umbildung der Parteien ist es also, die wir erstreben, ohne uns jedoch zu verhehlen, daß wir die Erlösung aus der Misere unsrer innern Politik überhaupt nicht vom Parteileben, sondern nur von einer kräftigen Aktion der auswärtigen Politik erwarten dürfen.

Auf die oben erwähnte Polemik der Kreuzzeitung gegen uns müssen wir doch noch einmal zurückkommen. Nicht etwa, um sie zu widerlegen; das thun wir nicht, weil sie nicht loyal verfährt. So z. B. führt sie den altbekannten Einwand gegen uns ins Feld, daß die Verbraucher von den niedrigen Getreidepreisen nicht soviel haben, als sie davon haben könnten, ohne ihren Lesern zu sagen, daß wir diesen Einwand schon im voraus berücksichtigt haben. Nur auf eine Beschwerde wollen wir antworten, die sie vorbringt, daß wir nämlich dem Antrag Kanitz gegenüber einen ironischen Ton anschlugen. Sie hat sich verhört. Gott behüte uns, daß wir in einer so ernstern Sache spotten sollten! Handelt es sich doch um nichts geringeres, als um den ersten entschiednen Schritt in den sozialistischen Zukunftsstaat hinein! Wir wünschen, um das zum zehntenmal zu wiederholen, ganz aufrichtig, er möge bald gethan werden, damit wirs überstanden haben. Oder denken die Herren vielleicht gar nicht ernsthaft dran, den Schritt zu thun? Gebrauchen sie den Antrag Kanitz bloß als Agitationsmittel? Hören sie darum Ironie heraus, wenn ein verständiger Mann sie ernst nimmt?

Die Korrespondenz des Bundes der Landwirte (Nr. 74) nennt uns bei derselben Gelegenheit weltfern. Sie hat Recht. Wir leben fern von der Welt, wo man sich um Geld und Profiten halgt. Aber trotzdem begegnet es uns nicht, daß wir wie die ganz drin lebende Korrespondenz uns mit einer großartigen Aktion blamirten, von der im voraus einzusehen war, daß dabei gar nichts herauskommen würde. Nicht einmal, wieviel Millionen Cohn und Rosenberg bei dem Geschäft verdient haben, und wie sie sie verdient haben, ist dabei herausgekommen. Die Korrespondenz freilich sagt, das wisse in Berlin jeder intelligente Schusterjunge. Möge sie doch einen solchen Schusterjungen ins Finanzministerium schicken als Be-

abzugeben für ein System von Mißwirtschaft. Dazu wurde der ganze Apparat der alten freien Verfassung aufgeboten. Das Unterhaus — Burke und seine Freunde — forderte die Untersuchung und führte sie im Jahre 1787; es vertrat dann auch die Anklage 1788 vor dem höchsten Gerichtshofe, den Peers des Königreichs, in Westminsterhall, der Stätte ernstest, wichtigsten Angehendens. Hier erntete Sheridan, der 1780 ins Parlament gekommen war, seine Lorbeeren. Ihm war es zugefallen, die Erpressungen zu behandeln, die der Gouverneur an den beiden Prinzessinnen von Dube verübt hatte. Darüber sprach er zuerst im Unterhause am 7. Februar 1787 fast sechs Stunden. Dann vertrat er im folgenden Jahre vor dem Gerichtshofe die Anklage, die Burke anfangs sich vorbehalten hatte, dann aber dem Freunde als dem sichersten Kämpfen zuwies. Diese erste Rede stellten die Kenner am höchsten. Burke, Fox und sogar Pitt gaben ihrer Bewunderung in uneingeschränktem Lobe Ausdruck. Freunde des Angeklagten wandten sich ab und gegen ihn. Einer von diesen beschreibt selbst den Eindruck, den die Rede auf ihn machte, wie er von Stunde zu Stunde mächtiger wird und seine Überzeugung schließlich in ihr Gegenteil verwandelt. Die Zuhörer mußten sich, nach einem Antrag zur Geschäftsordnung am Schluß der Rede, sammeln, zu sich kommen, ehe sie weiter beraten konnten. Der Redner erhielt einen Beifall, wie er in diesen Räumen nie gehört worden war. Glückwünsche kamen von nah und fern. Ein Buchhändler bot tausend Pfund für das Manuskript, erhielt es aber nicht. So ist denn nur der übliche Bericht übrig geblieben. Einzelne Stellen können uns wohl eine Vorstellung von der Macht der Rede geben, wenn auch ihr Eindruck die Schilderungen der Zeitgenossen nicht erreicht. Viel später noch sagte der einzige Überlebende aus jenen Tagen, damals der jüngste Zuhörer der Versammlung, Mr. Windham, „der feinste Gentleman seiner Zeit,“ jene Rede Sheridans sei die beste seit Menschengedenken im Unterhause gehaltene gewesen. Spätere suchen die Begründung des uneingeschränkten Beifalls in dem Berichte vergebens und begreifen die Wirkung der Rede so wenig, wie sie sie an Ciceros Rede für Ligarius begreifen würden. Sie tadeln von moralischem Gesichtspunkte aus die Haltung der Anklage, die alle Freunde des Gouverneurs von vornherein verdächtigt. Aber solche Bedenken müssen dieser Betrachtung fernbleiben, wo es sich um Kunst handelt und um beabsichtigte Wirkung. Die Leidenschaft war tief erregt, die Parteien und sogar die Nationalität der Landesteile war in den Kampf gezogen worden. Es kam jetzt darauf an, was die Rede als Macht leisten konnte. Und sie hat etwas geleistet.

Von dem großen Prozeß in Westminsterhall und seiner ganzen Umgebung hat Macaulay in seinem Essay über Warren Hastings eine prächtige Schilderung gegeben. Sheridans Rede dauerte vier Tage und entfaltete alle Künste ihres Urhebers in mannichfachster Abwechslung. Damen wurden ohnmächtig

~~_____~~ 3, 1895?

hinausgetragen, und der Redner selbst endete mit einer künstlichen Dhmacht. Es ist dies jene durch Nachschreiben erhaltene Rede. In ihren einzelnen Teilen ist sie nicht gleich. Man hatte schon damals die Erfahrung gemacht, daß Kurzschreiber unzuverlässig wiedergeben. Aber einige Partien sind noch in ihrer jetzigen Fassung von ganz bedeutender Wirkung. Die Kunst war nach der Ansicht der Zeitgenossen hier noch gesteigert, und nicht immer zu ihrem Vorteil. Bei Burke in seiner gleichzeitig gehaltenen Rede — sagen sie — wäre alles natürlicher, ernster, innerlicher gewesen. Aber höchst merkwürdig ist vor allem Burkes eignes Verhalten und sein Zeugnis. Er hatte zuerst, weil er wenig Vertrauen zu einem guten Ausgang der Sache hatte, gemeint, Sheridan könne nichts besseres thun, als die Rede vom vorigen Jahre, die damals ihre Wirkung gethan hätte, zu wiederholen. Als es aber der Freund anders machte und dann zu Ende war, verstieg sich Burke zu einer öffentlichen Lobrede, wie man sie noch niemals gehört hatte. Von allen Reden irgendwelcher Art, vor Gericht, in politischen Versammlungen, in der Kirche, aus alter und neuer Zeit, sei dieses die höchste je erreichte Leistung. Die Form des Urteils wird durch die Spannung erklärlich, unter deren Eindruck Burke während des Verlaufs gestanden haben mag. Manche werden auch hier schon an Spuren seines exzentrischen Wesens denken, das sich um diese Zeit zeigte, als er auch mit Fox brach.

Während wir in Burke den schwergerüsteten Kämpfer zu bewundern haben, in Sheridan den schnellen, gefährlichen Leichtbewaffneten, zeigt uns ein älterer Zeitgenosse von ihnen das Bild eines Paradeoffiziers. Lord Chesterfield hatte noch Bolingbroke gekannt und mit Swift und Pope verkehrt. Sein Weltruf beruht auf den unvergänglichen Briefen an seinen Sohn, die erst nach seinem Tode (1773) von seiner Witwe veröffentlicht worden sind. Als Redner hatte er im Unterhause keinen Erfolg, desto größeren aber im Oberhause. Hier saß er seit dem Tode seines Vaters und führte die Opposition gegen N. Walpole, dessen Sohn, der bekannte Horace, ihn später für den besten Redner erklärte. Die Oberhausreden waren kürzer, ihre Haltung mußte anders sein. Seinen Werken sind drei Reden aus seiner besten Zeit, aus den Jahren 1737 und 1743 beigelegt, die sämtlich eine hohe Vorstellung von seiner Herrschaft über die Form geben. Eine ist einem politisch wichtigern Gegenstande gewidmet, sie soll in der Art des Demosthenes sein; die beiden andern sind leichter, scherzend, witzig. Von seinem Studium der Alten haben wir schon gesprochen.

Und nun möchte ich um dieses Studiums willen noch eines späten Nachzüglers jener großen Zeit gedenken, eines Mannes, von dem schon in seiner Jugend, als er einmal des Morgens von seinem Landhause nach London hereinfuhr, ein witziger Zeitgenosse gesagt hat: „Da fährt Solon, Pythagoras, Demosthenes, Archimedes, Sir Isaac Newton und Lord Chesterfield und noch viel mehr Bedeutendes zusammen in einer Kutsche.“ Das war der vielgenannte

Lord Brougham, der ein Alter von neunzig Jahren erreicht hat und erst 1868 gestorben ist. Er war vornehm und reich, in hohen, einflußreichen Staatsstellungen, mit leitenden und regierenden Personen befreundet, in allen Ländern Europas bewandert und stand mit ihren maßgebenden Kreisen in Zusammenhang. In seiner weltmännischen Art und mancher seiner eiteln und doch nicht völlig albernen und inhaltslosen Wunderlichkeiten erinnert er etwas an unsern Fürsten Bückler-Muskau. Aber sein Gesichtskreis ist weiter und sein Standpunkt viel höher, entsprechend den Verhältnissen der beiden Länder im Anfang unsers Jahrhunderts. Broughams Triebfeder war Ehrgeiz. Er wollte möglichst viel wissen und kennen, aber er wollte das auch zeigen und dadurch etwas bedeuten. Auf dieses Ideal arbeitet er sein Leben lang hin mit eiserner Energie. Daneben pflegt er, weil das ebenfalls zu seinen Hilfsmitteln gehört, die Eigenschaften des feinen und vornehmen Mannes, dem hier in vielen Stücken Lord Chesterfield Vorbild war. Er hat sehr viel geschrieben, ganz verschiedenartige Dinge, auch seine Memoiren, die bald nach seinem Tode erschienen. Gelesen wird er nur noch wenig. Seine Bildung, auch die praktische, war umfangreich, aber nicht gründlich, nicht tief und ernsthaft. Das merkt man seinen Büchern an, und in zeitgenössischen Dingen beanstandeten Kenner der einzelnen Vorgänge seine Zuverlässigkeit. Zu den Erfordernissen des vollendet gebildeten Mannes gehörte nach seinem Lebensideal ein Sitz im Unterhause. Hier fand er bald als Redner ungewöhnliche Beachtung. Das große Geschlecht des vergangenen Jahrhunderts war mit dem jüngern Pitt und Fox zu Grabe gegangen. Unter den jetzigen wurde Lord Brougham bald einer der ersten Redner. Schließlich einigte sich das allgemeine Urteil dahin, daß er an Gewandtheit und Vielseitigkeit in zusammenhängender Rede sowohl wie in der Debatte allen andern überlegen sei.

Wie es seine breite Bildungsgrundlage und seine ganze theoretische Richtung erwarten lassen, hatte er von früher Jugend an alte Redner studirt und besonders dem ersten von allen, Demosthenes, sein Leben lang großes Interesse bewahrt. Er suchte ihn zu verstehen und erklärte sich ihn aus eignen Erfahrungen an dem modernen praktischen Leben, und andererseits legte er sich auch die Frage vor: wozu kann man Demosthenes jetzt noch brauchen? Was den ersten Punkt anlangt, so hat ein verdienstvoller deutscher Schulmann und Demostheneserklärer, Rehdanz, den englischen Staatsmann als maßgebende Autorität zuerst zu Ehren gebracht. Der Mann des praktischen Erfolges sollte den Gesichtskreis der deutschen Worterklärung erweitern, der vornehme Vertreter einer hohen Lebensstellung den Standpunkt der Auffassung angemessen erhöhen. Auffallend ist nun — und das wäre die andre Seite —, daß der Mann, der den griechischen Rednern das emsigste Studium zuwendete, der das Wesen des Demosthenes erkannte und seine Bedeutung in das Sachliche legte, in das für jede Beredsamkeit unbedingt notwendige Unterordnen aller Punkte

unter die eine Hauptsache, daß dieser selbst als Redner alles andre war, gewandt, vielseitig, unterhaltend, witzig, nur kein Demosthenes. Glauben wir also das Höchste in antiker Kunstrede an irgend etwas aus einem spätern Zeitalter messen zu können und dabei etwas zu finden, was zur Kenntnis des einen oder zum Nutzen des andern beitragen möchte, so würden wir immerhin fünfzig Jahre über diesen unterhaltenden britischen Demosthenes zurückzugehen haben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Preußisch oder deutsch? Dieses Thema, das die Grenzboten schon einigemal gestreift haben, hat Professor Julius Baumann in Göttingen zum Gegenstand einer Studie gemacht, die unter dem Titel: „Preußisch? oder zugleich Deutsch und auch Allgemeinmenschlich? Eine angewandte Rechts- und Staatslehre“ bei Jäger in Frankfurt a. M. erschienen ist. Er kommt zu dem Ergebnis, daß das deutsche Volk den Schutz, den Preußen gerade durch seine unsympathischen Eigenschaften: durch seinen monarchisch-militärisch-bürokratischen Charakter gewährt, noch auf lange nicht werde entbehren können, daß es aber gleichzeitig darnach streben müsse, sein halb verlornes Volkstum wiederzugewinnen durch Wiederherstellung der altgermanischen Selbstverwaltung in der Gemeinde. Die Liberalen, sagt er ganz richtig, begingen den Irrtum, daß sie die Freiheit immer an der Spitze suchten statt in der Grundlage. Den Weg bahnt er sich einerseits durch Betrachtungen über Staatskunst, Verfassungen und Menschennatur im allgemeinen, andererseits durch eine Musterung des Charakters und des gegenwärtigen politischen Zustandes der Kulturvölker, wobei sonderbarerweise die Italiener ganz ausfallen. Diese Musterung hält er für notwendig, weil nach Ranke „die Nationen ihren Rang in der Weltgeschichte einnehmen nach dem Grade, in welchem sie das Gemeingut der gebildeten Menschheit sich aneignen und annehmen,“ es also gerade das Allgemeinmenschliche in nationaler Fassung sei, was die Bedeutung eines Volkes ausmache. Außerdem giebt ihm die Schilderung der Zustände Englands und seiner Kolonien Gelegenheit, das Wesen der Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit zu entwickeln. Seiner Schilderung nach, die sich auf Dänke stützt, hätten Kanada, Australasien und Südafrika das Ideal des wiederhergestellten und mit den Gütern der modernen Zivilisation ausgestalteten deutschen Volkstums schon verwirklicht. Daß die Deutschen, die doch unter Romanen und Slaven ihr Volkstum treu zu bewahren pflegen, in einer englischen Kolonialbevölkerung meistens rasch aufgehen, findet er nicht tadelnswert, sei das doch kein Abfall von der eignen Nationalität, sondern vielmehr ein Rückschlag ins alte echte Deutschtum. Wenn die Deutschen in der Heimat für die Freiheit nicht reif oder unfähig erschienen, so sei das nur eine Wirkung äußerer Umstände; wie der Mensch von Natur weder gut noch böse, sondern nur zu beidem fähig sei, und es von den äußern Umständen abhängt,